

Eine neue Heimat ohne „Unerwünschte“

Die Weltenordnung gerät nicht erst 1942 aus den Fugen, als Himmler die Botschaft vom judenfreien Serbien übermittelt wird. Jede Geschichte hat eine Vorgeschichte, so auch diese. Und wie meistens, beginnt alles ganz harmlos.

Ein kleines Dorf an der Theiß im Banat, 1866 gegründet. Knićanin heißt der Ort jetzt. Früher, als die Welt noch in Ordnung war, lebten dort zugewanderte Deutsche, die Donauschwaben.¹ Sie nennen ihr Dorf Rudolfsgnad, benannt nach Kronprinz Rudolf, der als Kind bei seinem Vater Kaiser Franz Joseph I. die Genehmigung zur Besiedlung dieser Gegend erbettelt hat. Rudolfsgnad in Jugoslawien ist ein Dorf für Menschen voller Hoffnung auf ein neues und besseres Leben. Knićanin in Serbien ist nach dem Krieg drei Jahre lang Konzentrationslager für Frauen, Kinder und Alte, für donauschwäbische Siedler, nicht nur aus Rudolfsgnad selbst, sondern aus weiten Teilen des Banats, für Arbeitsunfähige, die nicht nach Russland verschleppt werden.

Und Knićanin heute? Ganz normales Dorfleben. In den ehemaligen Foltergebäuden Tanz und Vergnügen bei Dorffesten. Das Leben geht weiter. Die Massengräber der verhungerten Deutschen sind draußen, außerhalb, weiter weg, bei den Maisfeldern. Der ganz normale Friedhof des einstigen Rudolfsgnad für die ehemalige deutsche Bevölkerung ist verwildert. Er stammt noch aus der Zeit, als die Leute gestorben sind, weil sie alt oder krank waren. Die Grabsteine vom Osbelt Leni, vom Dorn Konrad und wie sie alle heißen, umgekippt, in die Erde gesunken wie die Menschen unter ihnen. Die Nachfahren können den Friedhof nicht herrichten. Am nächsten Tag ist er geschändet, alles verwüstet, die Grabsteine umgeworfen, die Blumen herausgerupft. So groß ist noch immer der Hass jener, deren von Deutschen

ermordete Verwandte direkt nebenan im anderen Friedhofs- teil bestattet sind.

Juden gab es auch in Rudolfsgnad,² aber die sind schon bald weggezogen, zu einer Zeit, als sie noch niemand verfolgte. Zumindest nicht offiziell. Etwas gegen sie hatte man schon, als sie nach der Gründung des Dorfes zugezogen waren. Juden waren auch in Rudolfsgnad die „Unerwünschten“.³ Allein schon wie Samuel Sonnenfeld sein Haus gebaut hat! Ganz anders als alle anderen. Wie eine vornehme Villa mit eigenem Getreidespeicher.⁴ Die üblichen Bauernhäuser haben eine überdachte Galerie an der Längsseite, an deren Ende die Sommerküche untergebracht ist, im Hof die Toilette ohne Wasserspülung. So gehören die Häuser gebaut. Ein rein deutsches Dorf bildet einen Identitätsverband. Man gehört dazu oder nicht. Wer sich nicht einmal mit der Bauweise seines Hauses anpassen kann, der braucht sich nicht wundern, wenn er nicht dazugehört. Die Juden halten auch keine Schweine, die man einmal im Jahr schlachtet, aus denen man Wurst und Schwartenmagen macht und das ganze Jahr über davon isst. Ganz abgesehen von den Jahresfesten wie Kirchweih. Nie ist ein Jude dabei. Sie haben andere Feste. Wenn bei denen ein Mädchen oder ein Junge erwachsen wird, feiern sie Bar Mitzwa. Als ob man nicht ganz von alleine erwachsen wird. Die mit ihren komischen Sitten, so sagt man im Dorf kopfschüttelnd.

Das ganz anders gebaute Haus von Samuel Sonnenfeld wird nach dem Wegzug der Familie während des Ersten Weltkriegs – andere jüdische Familien schließen sich an – von Donauschwaben bewohnt. Die Kirchners ziehen ein. Sie sind im Dorf so angesehen, dass sie es sich leisten können, in einem nicht konformen Haus zu leben. Auch die anderen „Judenhäuser“ sind beliebte Wohnobjekte für die Rudolfer. Befinden sie sich doch, wie man heute sagen würde, in exklusiver Lage.

Samuel Sonnenfeld macht ein Tuch-Geschäft in Titel auf. Schon bald übernimmt sein Sohn David den Laden. Die Familie hat eine Tochter, Helena, genannt Lena. Titel ist eine Kleinstadt in der Batschka, jenseits der Theiß, fast gegenüber von Rudolfsgnad. Albert Einsteins erste Frau, Mileva Marić, ist dort geboren. Juden finden in Titel einen Lebensraum, jenseits der dörflichen Engstirnigkeit. Und die Synagogen in Neusatz (Novi Sad) oder Groß-Betschkerek (Zrenjanin) sind auch nicht weit. In diesen beiden Orten gibt es jüdische Gemeinden. Bis 1941. Da werden die Synagogen zerstört und die Menschen massakriert. Obwohl viele Juden in einer Art Vorahnung versuchen, sich zu retten, indem sie zum Katholizismus übertreten,⁵ wollen die allermeisten nicht glauben, dass sich solch eine Tragödie je ereignen könnte.

Schon lange vor diesem Verbrechen profiliert sich die deutsche Hilfspolizei, rekrutiert aus besorgten schwäbischen Bürgern, bei der Verfolgung von Juden,⁶ denn ihr Besitz ist begehrt. Sind die „Unerwünschten“ abtransportiert oder von der „Deutschen Mannschaft“ erschossen,⁷ geht das große Plündern los. Sogar die Steine der zerstörten Synagoge in Groß-Betschkerek werden zum Eigenbedarf verwendet.⁸ Allen geschichtlichen Tatsachen zum Trotz beteuern viele Donauschwaben nach wie vor die Unschuld aller ihrer Landsleute und stellen sich ausschließlich als Opfer dar⁹, als Menschen, die zum Beispiel in Rudolfsgnad das geltende Recht des Stärkeren befolgten und für die Kraft und Angriff nichts anderes waren als Kulturverteidigung.¹⁰ Und außerdem: „Es war unser Schicksal, nicht unsere Schuld“, beteuert Johann Wüscht, einer der ehemaligen Erneuerer.¹¹ Die von Donauschwaben nachweislich verübten Kriegsverbrechen¹² werden noch heute von vielen Landsleuten beharrlich geleugnet.

¹ Den Begriff „Donauschwaben“ prägte 1922 der Geograph Robert Sieger für die deutschsprachigen Siedler in Ungarn, Rumänien und Jugoslawien zur Abgrenzung der Schwaben in Deutschland (Hausleitner 2014b:18).

² Baron 1995:80.

³ Goldstein in Hausleitner und Roth 2006:321.

⁴ Baron 1995:80.

⁵ Goldstein in Hausleitner und Roth 2006:319.

⁶ Hausleitner 2014a:62ff.

⁷ Ibid.

⁸ Ibid.

⁹ Hausleitner 2014b:358

¹⁰ Baron 1995:52.

¹¹ Hausleitner 2014b:251.

¹² Janjetović in Hausleitner und Roth 2006:234.

Dorfidylle

Der Begriff „Dorfidylle“ hält sich hartnäckig in deutschen Heimatfilmen. Zwar gibt es den Wilderer, aber der wird kurzerhand erschossen oder davongejagt. Oder es gibt den Fremden, der am Schluss wieder dahin zurückkehrt, wo er hergekommen ist. Schon ist die Welt in Ordnung, die Idylle wieder hergestellt. Vielleicht sollte man besser sagen: Die Identität der Bewohner eines Dorfes, wird idealisiert und abgegrenzt. Diese Identität bewegt sich immer im Bereich des Idealen, des Vollkommenen, des Vollständigen. Zumindest in den Köpfen der Menschen, zumindest nachträglich, wenn alles ganz anders geworden ist oder nicht mehr existiert.

Die Dorfidylle, die wunderbare und bis ins Detail idealisierte Heimat, geistert noch über Generationen in den Köpfen von Heimatvertriebenen und Geflüchteten herum. So jemanden wie einen Wilderer gab es in Rudolfsgnad nicht. In der Erinnerung der Geflüchteten ist bis zum Zeitpunkt der Vertreibung alles immer nur schön, die Menschen bilden eine sich liebende Dorfgemeinschaft, die Kinder sind wohlgenährt, die Ernten, bis auf wenige Ausnahmen, sind gut, und wenn nicht, hält man zusammen und stützt sich gegenseitig. Auch wenn das Dorf überschwemmt wird, weil die Theiß über ihre Ufer tritt. Was auch immer passiert, man gehört zusammen.

Die Kleidung konform, dunkle, gebauschte Röcke und dunkle Oberteile für die Frauen, Kopftuch, auch für die jüngeren. Die Männer in praktischer Arbeitskleidung, Hosenträger. An Festtagen und am Sonntag wird die Tracht aus der Truhe genommen, man geht in die katholische Kirche. So wird Identität, das Eigene, zelebriert. Allein, das Element des Fremden ist anfänglich noch vorhanden. Die Juden stören das Eigene eine Zeit lang mit ihrer Unangepasstheit: andere

Kleidung, anderes Essen, andere Sitten, andere Häuser. Aber diese Fremden sind bald wieder weg, man ist wieder unter sich. So, wie sich das gehört.

Es gab eine Zeit in Rudolfsgrätz, da war jeder mehr oder weniger gleich, das heißt, jeder hatte mehr oder weniger das-selbe. Das ist ganz am Anfang, 1866, als die Hofplätze verlost werden. Aus Dörfern, wie etwa aus Werbaß, Ernsthausen oder Siegmundfeld, kommen Deutsche, um in einer einsamen und verödeten Ebene, dem Perlauer Ried, eine neue Existenz und das Dorf Rudolfsgrätz aufzubauen. Die Verlockung durch ein eigenes Stück Land ist groß.

Die ersten Siedler machen sich schon Ende des 17. Jahrhunderts aus dem Elsass und aus Lothringen, aus der Pfalz und anderen Teilen Deutschlands auf in die Batschka und das Banat. Die meisten kommen im 18. Jahrhundert. Die Habsburger Monarchie hat politische, militärisch-strategische und merkantilistische Interessen an einer Neubesiedlung des Balkans. Die erste Phase der Kolonisation wird von Prinz Eugen von Savoyen vorgeschlagen, um die kaiserliche Herrschaft im Banat aufzubauen. Unter Kaiserin Maria Theresia kommt die zweite Welle und unter Kaiser Joseph II die dritte Welle der Einwanderer ins Banat. Diese Neubesiedelung des Landes ist ein menschlicher Schild zur Befestigung der Südgrenze, eine bevölkerungspolitische Maßnahme, welche das Kaiserreich gegen die Osmanen schützen soll.¹

Die Identität einer Gruppe basiert idealerweise auf einem Gründungs-Mythos. Für die Donauschwaben ist Prinz Eugen der Held der Helden. Man erzählt sich an langen Winterabenden von ihm und preist ihn mit Lobgesängen.

Himmler – oder wer auch immer – hat für die 7. SS-Gebirgsdivision, die hauptsächlich aus Volksdeutschen zusammengesetzt war, den Namen „Prinz Eugen“ gewählt. Das hat die Soldaten motiviert, sie zu Höchstleistungen angespornt, da war jeder einzelne ein edler Ritter.

Das war später. Zunächst müssen sich die Erstsiedler damit auseinandersetzen, dass alles ganz anders ist, als sie dachten. Das von den Anwerbern versprochene Baumaterial ist nicht vorhanden, man gräbt Löcher vom Ausmaß einer Hütte in die Erde, so ersetzt man die nicht vorhandenen Ziegelsteine für die Wände. Irgendwo an der Theiß findet man Schilf für ein provisorisches Dach. So bauen die Pioniere nach und nach ihre Dörfer auf. Es grenzt an ein Wunder, wie zäh und ausdauernd sich die Menschen all der Unbill, Naturkatastrophen und Hungersnöten entgegenstemmten.

Als Sepp und Friddi in Rudolfsgnad geboren werden, Anfang der Zwanzigerjahre, da sind schon längst nicht mehr alle gleich mit ihren Hofplätzen, die den Ahnen zugelost wurden. Da gibt es die reichen Bauern, die durch welche Gunst oder Machenschaften auch immer, viele Hektar Land besitzen, und die anderen, die zu deren Reichtum mit ihrer Arbeitskraft beitragen. Vielleicht trifft sogar das Wort Untertan auf sie zu. Jedenfalls gibt es ein soziales Gefälle, in dem die Reichen die Armen als „Wanzen“ bezeichnen. Die Idee, dass es menschliches Ungeziefer gibt, oder besser, dass es Menschen gibt, die gar keine Menschen sind, diese Idee hatten reiche Rudolfsgnader Bauern schon vor Hitler.

Sepp ist eine solche „Wanze“. Sein Vater arbeitet als Taglöhner auf den Feldern der Reichen. Er geht „in den Schnitt“ und hilft bei der Ernte. Es reicht nicht, um seine beiden Kinder und die Frau zu ernähren. Im Hof ihres kleinen Häuschens hält die Familie Meilinger Hühner und Gänse, im Gemüsegärtchen wachsen Tomaten und Paprika. Im Stall steht ein Schwein, das nach der Schlachtung die Familie das ganze Jahr über ernähren soll. Sepps Mutter ist eine Fratschlerin, eine Händlerin ohne eigenen Marktstand. Ein paarmal im Monat, je nachdem, was gerade reif geworden ist oder wie viele Eier das Geflügel gelegt hat, fährt sie mit ihren Waren nach Groß-Betschkerek oder nach Neusatz. Manchmal verkauft sie

auch auf dem Titeler Markt. Ihren kleinen Buben Sepp und dessen zwei Jahre jüngere Schwester Elisabetta, „das Lissi“, kommen manchmal mit. Der Vater muss sich auf den Feldern der reichen Bauern für ein Almosen abrackern.

In der erinnerten Dorfidylle der Geflüchteten aus Rudolfs-gnad ist jede Art von Gewalt ausgeblendet. So vieles ist selbst-verständlich und wird nicht erinnert oder gar hinterfragt. Kinderarbeit zum Beispiel. Damit ist nicht gemeint, dass die Kinder von Bauern bei der Ernte gelegentlich auf dem Feld helfen. Mit Kinderarbeit ist gemeint, dass die Kinder der reichen Bauern in die Schule gehen, und dass die armen zusammen mit ihren Eltern auf den Feldern arbeiten müssen. Die geringe Körpergröße der Kinder ist ideal zum Entfernen von Unkraut zwischen den Maispflanzen.

Der Graf-Bauer, auf dessen Feldern Sepp und sein Vater schuften, und bei dem die Mutter bei der Kartoffelernte hilft, bestraft gerne. Auf seinem Hof jagende Nachbarskatzen werden mit einer Drahtschlinge erhängt; Kinder, die sich kurz von der Arbeit erholen wollen, weil die Hitze ihren kleinen Körpern zu sehr zusetzt, müssen mit ihm mitgehen, um die ihnen zugesetzte Strafe in Empfang zu nehmen. Der Graf-Bauer hat immer ein dickes Seil in einer Regentonne eingewieicht. Wenn der Strick nass ist, tun die Schläge noch mehr weh.

Gewalt gegenüber Kindern und Frauen wird nicht als Verbrechen wahrgenommen. Das war die Zeit? Die war eben anders? War das denn wirklich selbstverständlich und Teil der Kultur, dass eine Frau verprügelt wird, mit einem Stock, wenn sie ihrem Mann das Essen zu heiß oder zu kühl serviert? Dann müsste das ja in allen Familien so gewesen sein. War es aber nicht. Auch in Rudolfs-gnad gibt es anständige Männer, die ihre Frauen nicht schlagen und die Mädchen bei der Heuernte nicht vergewaltigen.

Zur Erntezeit müssen alle zusammenhelfen, sogar die Kinder der Feldbesitzer. Auch Friddi, Sepps Freund, der Sohn

des Graf-Bauern, muss tüchtig arbeiten. Einer recht bei sengender Hitze das Heu auf dem Feld zusammen, ein anderer bildet Haufen. Kathi, ein Nachbarsmädchen von Sepp, sie ist vielleicht zehn, sammelt mit den Händen das Heu ein, das beim Rechen noch liegengeblieben ist. Die Kühe müssen den ganzen Winter über zu Fressen haben, da kommt es auf jeden Halm an. Eines der Felder ist ein paar Kilometer von Rudolfsgrnad entfernt, die Teletschka. Dort befindet sich heute eine Gedenkstätte. In Massengräbern sind verhungerte und ermordete Donauschwaben verscharrt worden. So manch einer mag mit seinem letzten Atemzug den Duft der fruchtbaren Erde in seinen sterbenden Leib aufgenommen haben.

Auch bei der Ernte auf der Teletschka helfen Kathi und Sepp. Es ist besonders heiß an diesem Tag. Der Peter-Onkel, so nennen ihn die Kinder, mäht das trockene Gras mit der Sense. Gegen Mittag kann Kathi nicht mehr und wirft sich bäuchlings auf einen Heuhaufen. Sepp setzt sich daneben. Das sieht der Peter-Onkel. Er sieht auch, dass dem Kind der Rock an den schweißnassen Schenkeln klebt. Kathi sieht den Mann nicht kommen. Peter-Onkel zwinkert Sepp verschwörerisch zu, bevor er seine Hose öffnet und einen harten Gegenstand herausnimmt, den Sepp erst auf den zweiten Blick als zu Peter-Onkels Körper gehörig ausmachen kann. Diesen Gegenstand hält er mit der einen Hand fest, so schwer ist er offensichtlich, mit der anderen streift er Kathis Rock nach oben und ihre Unterhose nach unten. Erst da begreift Sepp, dass der Mann dabei ist, Kathi weh zu tun. Der Junge springt auf, packt Peter-Onkel am Hemd und versucht, ihn von Kathi wegzuziehen. Verzweifelt schreit Sepp: „Hört auf! Hört doch auf! Lasst Kathi in Ruhe!“ Aber Peter-Onkel ist wie von Sinnen. Er stöhnt und grunzt und röchelt widerlich, während er den Gegenstand in Kathis Körper stößt. Kathi gibt keinen Laut von sich. Nach diesem Verbrechen nimmt Peter-Onkel die Sense und mäht weiter, als ob nichts geschehen wäre.

Kathis Blut versickert derweil im Heu. Sepp legt seinen Arm um Kathi und dreht sie um. In ihren immer noch geballten Fäusten hält sie Büschel von Heu. Verstört schaut sie um sich, als würde sie etwas suchen. Vielleicht eine Erklärung dafür, was soeben geschehen ist. Das erste, was das Mädchen nach diesem Vorfall sagt, ist: „Versprich mir, dass du niemandem davon erzählst. Sonst schlägt mich mein Vater windelweich.“ Sepp will nicht, dass Kathi auch noch geschlagen wird für das, was Peter-Onkel ihr angetan hat, und schweigt.

¹ Casagrande 2003:89ff.

Das Kind wird ans Brett gebunden

Anne Sonnenfeld hält gerne ein Schwätzchen mit der Fratschlerin aus Rudolfsgnad, wenn sie in Titel auf dem Markt einkauft. Die Familie ihres Mannes hat ja früher dort gewohnt. Sepp freut sich, wenn Anne Sonnenfeld ihre Tochter Helena, „das Lena“, mitbringt. Ihre dunkelbraunen Zöpfe sind immer sorgfältig geflochten. Auf dem bunten Kleidchen sehen sie wie zwei umgekehrte Bäume aus, die versuchen, ihre Wurzeln in den Blumen zu verankern, was ihnen bei der ständigen Bewegung nicht gelingen mag. Sepp und Lena sind etwa gleich alt, aber Sepp ist fast einen halben Kopf größer als seine Freundin. Das liegt nur zum Teil daran, dass Sepp ein kräftiger Junge ist. Seine braunen Haare lassen ihn größer erscheinen. Auch wenn sie gekämmt sind, verselbständigen sie sich schnell zu zerzausten Locken, die vom Kopf abstehen. Er sieht aus wie ein wilder, schöner Engel. Nächstes Jahr kommen beide Kinder in die Schule. Für Sepp und seine Schwester Lissi bringt Anne Sonnenfeld hin und wieder Stoffreste mit auf den Markt. Die sind zu klein, um sie zu verkaufen, für Lissi kann man aber noch Kleidchen daraus nähen.

„Ach, mein Mann würde so gerne mal wieder nach Rudolfsgnad kommen und sehen, wie es dort jetzt aussieht“, seufzt Anne Sonnenfeld. Und ehe Sepps Mutter sich klar ist, was sie sagt, nämlich: „Dann kommt uns doch mal besuchen“, antwortet Anne Sonnenfeld schon:

„Ja gerne! Wann ist es euch denn recht?“

„Morgen?“

„Hast du gehört, Sepp? Morgen kommen wir zu euch!“ Lena lacht und hüpfst vor Freude.

Auf dem Weg nach Hause macht sich Sepps Mutter Vorwürfe. Wie konnte sie nur diese vornehmen Leute einladen in ihr ärmliches Zuhause.

Am nächsten Tag macht David Sonnenfeld sein Auto startklar, eines der wenigen in Titel, und fährt mit seiner Familie nach Rudolfsgrätz. Zwar liegt der Ort an der Theiß fast gegenüber von Titel, aber David Sonnenfeld fährt nun mal gerne spazieren. Und außerdem ist es jetzt im Sommer richtig heiß. So heiß, dass die Luft über den Feldern flirrt. Zu Fuß gehen kommt nicht infrage. Erstens sind es doch ein paar Kilometer von Titel nach Rudolfsgrätz, und zweitens will er nicht durch das Dorf gehen. Nach dem, was David Sonnenfelds Vater Samuel erzählt hat, will er sich dumme Kommentare ersparen. Aus Gründen, die niemand so recht kennt, waren Juden in Rudolfsgrätz nicht gerne gesehen. Man hat sie so lange ausgesperrt, bis sie weggezogen sind. David Sonnenfeld fährt über die Theiß-Brücke, den einzigen Weg von Titel ins Dorf. Diese Verbindung zwischen Banat und Batschka wird zwölf Jahre später, im Jahre 1941, gesprengt. Eine neue Brücke wird aufgebaut, aber drei Jahre später wird sie ebenfalls in die Luft gejagt.

Sepps Familie wohnt am Ortsrand, am Ende einer der schnurgeraden Straßen, gleich bei den Feldern der Reichen. Da ist es nicht weit zur Arbeit für Sepps Vater. Mit etwas Wehmut, aber auch mit dem Gefühl der Befreiung, fährt David Sonnenfeld an seinem alten Haus vorbei, das der Großvater Samuel gebaut hatte. Therese Kirchner, die jetzige Bewohnerin, tritt vor die Türe, als sie ein Motorengeräusch hört, und beäugt misstrauisch das Auto und seine Insassen. Sie erkennt den Tuchhändler, bei dem sie auch schon eingekauft hat. Was machen denn die Juden hier? Die wollen doch nicht etwa wieder hierherziehen?

„Kommt doch rein!“, fordert Sepps Mutter ihre Gäste auf. Sie trägt eine bunte Schürze, ein Kleid ohne Ärmel, über dunklem Rock und Oberteil. Die Schürze spannt etwas über ihrem kräftigen Leib. Das schwarze Kopftuch, ohne das sie nicht aus dem Haus geht, liegt griffbereit auf einem Stuhl ne-

ben der Eingangstüre. Die langen dunklen Haare hat sie zu einem Zopf geflochten, im Nacken zusammengerollt und festgesteckt. Lange hat sie überlegt, ob sie die Gäste mit Schürze oder in ihrer Sonntagstracht empfangen soll. Sie entscheidet sich für das Schürzenkleid, frisch gewaschen und sorgfältig gebügelt. Es ist ja nicht Sonntag, sondern Mittwoch, und da wäre sie sich seltsam vorgekommen, so herausgeputzt.

Sepp steht auf der verstaubten Straße in der prallen Sonne und winkt aufgereggt dem Wagen zu, der langsam heranrollt. Kaum kommt das Auto zum Stehen, springt Lena heraus und rennt mit Sepp ins Haus.

„Meine Mutter hat Kürbisstrudel gebacken!“, verkündet er ganz stolz. Für ihn ist Lenas Familie kein „hoher Besuch“, vor dem man geradezu Angst haben muss, weil man nicht weiß, wie man sich benehmen soll.

Lenas Eltern gehen den kurzen Weg durch den Gemüsegarten und betreten das Häuschen. Schon stehen sie in der Wohnküche mit der spitzen Zimmerdecke, die von kräftigen Balken getragen wird. Links und rechts zwei Türen. Die eine zum Schlafzimmer, die andere in die Vorratskammer mit eingemachtem Kraut und Paprika. Würste hängen auch da und jede Menge Speck. Sepps Mutter ist aufgereggt. Der Tuchhändler von Titel bei ihr zu Gast! Sepp und Lena setzen sich an den Tisch in der Mitte des Raumes und verschränken die Arme auf der mit Blumen bestickten, grünen Tischdecke, die Sepps Mutter über das Wachstuch gelegt hat. Lissi gesellt sich zu ihnen.

Als Sepps Mutter den Kaffee serviert, kommt Friddi herein. Er hat gehört, dass Besuch ins Haus seines Freundes gekommen ist. Friddi ist der Sohn eines reichen Bauern am Ort, Sepp sein bester Freund. Das sieht Friddis Vater, der Graf-Bauer, gar nicht gerne, dass sein Sohn ausgerechnet bei diesen Tagelöhnnern ein- und ausgeht. Bei der Familie seines Freundes ist Sepp nicht willkommen. Man duldet ihn.

„Die Wanzen-Familie lockt die Juden an“, berichtet Therese Kirchner aufgeregt dem Graf-Bauern, zu dem sie schnell gelaufen kam, nachdem das Auto vorbei gefahren war.

„Geh mal hin und schau, was die wollen“, befiehlt der Bauer seinem Sohn. „Schließlich ist doch der Sepp dein Freund.“

„Die Juden sind zurück“, macht es im Dorf die Runde.

„Greift zu!“, fordert Sepps Mutter ihre Gäste auf, sich zu bedienen. „Bin so frei“, sagt Anne Sonnenfeld, nimmt sich ein Stück Kürbisstrudel und gibt ihrem Mann auch eines. Erst als alle essen und sagen, wie gut es schmeckt, bedient sich die Hausfrau.

Sepps Vater ist nicht da. Er muss arbeiten: Auf dem Feld Kukuruz hauen, das Unkraut zwischen den Maispflanzen entfernen.

Lena hat noch nie in ihrem Leben einen so guten Kuchen gegessen, sagt sie, und Anne Sonnenfeld schämt sich ein wenig für ihre Tochter. Als gebe es zu Hause nichts zu essen.

Lena fragt die Buben, ob sie nicht in den Hof gehen und die Hühner streicheln wollen. Hühner streicheln gehört nicht zu den Lieblingsbeschäftigungen der zwei Jungen, aber Lena zuliebe stehen Sepp und Friddi auf und begleiten ihre Freundin in den Hühnerhof. Lissi darf auch mit.

„Was hat denn Sepp da für eine Narbe an der Augenbraue?“, fragt Anne Sonnenfeld, nicht um irgend etwas zu sagen, sondern weil sie diese Frage schon lange bewegt, und auf dem Markt nicht der richtige Zeitpunkt war, um das anzusprechen.

Sepps Mutter zögert mit der Antwort und sagt stattdessen nochmals: „Greift zu!“ Soll sie wirklich erzählen, wie die Narbe zustande kam?

„Ach“, beginnt sie schließlich doch und seufzt, „ach, das ist nur, weil ich während der Kartoffelernte im Oktober das Kind bekommen habe. Sepp habe ich auf dem Pferdewagen bekommen. Ins Haus habe ich es nicht mehr geschafft. Mein

Mann hat erst das Kind und dann mich ins Haus getragen. Die reichen Bauern, wisst ihr, die erlauben nicht, dass sich die Feldarbeiterinnen vor der Geburt eines Kindes ausruhen. Also arbeiten, bis es nicht mehr geht. Wehen hin oder her. Nach der Geburt geht es gleich weiter.“

„Und das Kind?“, fragt Anne Sonnenfeld voller Anteilnahme.

„Ja, das Kind ... Das fesselt man gleich am übernächsten Tag an ein Brett und stellt es an einen Baum in den Schatten. Pech nur, wenn ein Sturm aufzieht. Bei Sepp war das so: Der Wind hat das Brett gepackt und über das ganze Feld gewirbelt, hinein in einen Graben, wo es schließlich zum Liegen kam. Sepp zwischen matschiger Erde und Brett. Wie ein Marmeladebrot, das immer mit der Marmeladenseite nach unten am Boden klebt, wenn es runterfällt.“

Sepps Mutter versucht zu lachen.

„Das war ziemlich bald nach der Geburt.“

„Das ist ja schrecklich“, sagen Anne und David Sonnenfeld fast gleichzeitig.

„Ja“, bestätigt Sepps Mutter. „Das ist es. Tja, und seitdem hat Sepp die Narbe. Ich fand ihn brüllend auf einem Stein, der im Grabenschlamm lag. Es dauerte eine Weile, bis ich an den Graben gelaufen war, so weit hat der Wind das Brett mitgenommen. Der Stein hat ihm das Leben gerettet, denn der hat das Brett vom Schlamm ferngehalten. Fast wäre Sepp erstickt. Als ich das Brett umgedreht habe, war der Mund schon voller Dreck und das Kind blutete am Kopf. Ich konnte ihm nur schnell das Blut abwischen, den Mund mit einem Finger sauber machen und ihn kurz stillen, dann musste ich weiterarbeiten. Ich habe mein Kind noch lange schreien gehört, aber ich musste zurück zum Feld. Der Aufseher hat mich nicht zu meinem Sohn gelassen.“

Anne Sonnenfeld atmet tief durch und sagt nichts. Ihr Mann presst die Lippen zusammen, bis sie einen dünnen Strich bilden.

Das Gespräch geht nicht mehr weiter, Anne Sonnenfeld schaut im Zimmer umher und entdeckt eine kleine Fotografie von einem dicken Baby.

„Ist das der Sepp?“, fragt sie, nur um etwas zu sagen, weniger aus Interesse.

„Das ist Lissi. Dieses Foto hier zeigt Sepp.“

Sepps Mutter deutet auf ein anderes Foto mit einem kleinen Jungen.

„Ja, er war immer schon sehr kräftig. Zum Glück. So hat er schon jetzt genügend Kraft, um auf dem Feld zu helfen.“

„Arbeitet er denn jeden Tag?“, fragt Anne Sonnenfeld mit besorgter Miene.

„Ja, eigentlich schon. Aber während des Jahres ist das nicht so schlimm. Nur während der Erntezeit muss er ordentlich ran.“

„Ach, das arme Kind“, sagt Anne Sonnenfeld voller Anteilnahme. „Er ist doch noch so klein.“

„Naja, im Herbst kommt er ja in die Schule, dann kann er sowieso nicht mehr soviel arbeiten.“

Der Kuchen ist aufgegessen, der Kaffee getrunken, Anne und David Sonnenfeld gehen nicht. Zwar ist es nicht mehr ganz so heiß draußen, aber in dem Häuschen staut sich immer noch die Mittagshitze. Sepps Mutter kommt auf die Idee, sie könnte ihren Gästen den Garten zeigen mit all den Tomaten, Paprika und Bohnen, die sie auf dem Markt verkauft. Anne Sonnenfeld erzählt, sie hätten in Titel auch einen kleinen Garten, aber das Gemüse gedeihe nicht gut.

Voller Stolz präsentiert Sepps Mutter ihren Garten, den Hühnerhof, den Schweinestall. Eine dicke Sau döst zufrieden vor sich hin.

„Bei Ihnen gibt es sicherlich öfters gute Wurst und Speck“, sagt David Sonnenfeld.

Sepps Mutter ist dieses Gespräch etwas peinlich geworden. Sie kommt sich plötzlich komisch vor, weil sie Schweinefleisch isst.

„Darf ich nicht mal probieren?“, fragt David Sonnenfeld plötzlich.

„Aber David!“, entrüstet sich seine Frau, wirft ihm einen vorwurfsvollen Blick zu und schüttelt ihren Kopf.

Sepps Mutter ist unsicher.

„Aber ich denke, Juden ...“

„Ach, wissen Sie“, klärt David Sonnenfeld die erstaunte Gastgeberin auf, „Palästina ist weit.“

Sepps Mutter geht ins Haus und kommt mit einer Wurst zurück, die sie ihren Gästen anbietet.

„Bitteschön, die ist für euch!“

„Aber das können wir doch gar nicht annehmen“, antwortet Anne Sonnenfeld verlegen.

„Ich schon“, sagt David Sonnenfeld, nimmt lachend die Wurst und bedankt sich.

Er geht zum Auto, legt die Wurst auf den Beifahrersitz und kommt mit einem ganzen Stoffballen zurück.

„Hier“, bietet er sein Gastgeschenk an, „für euch, näht was Schönes draus!“

Sepps Mutter ist ganz gerührt von dieser Großzügigkeit und sagt, dass sie dieses Geschenk doch nicht annehmen könne.

Alle stehen schon am Auto zum Verabschieden, da fragt David Sonnenfeld:

„Sagt, wisst ihr eigentlich, wer die zwei Männer sind, die sich gestern im Hotel Anker in Titel einquartiert haben? Sie behaupten, sie seien Weltreisende auf der Durchreise nach Afrika.“